

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Frau Johansen, können Sie beschreiben, wie Sie 1947 zu dem damals noch sehr ungewöhnlichen Fach der Völkerkunde kamen?

Ich sollte eigentlich Studienrätin werden - wozu ich zwar keine besondere Lust hatte, aber das schien sich so zu ergeben -, für Geschichte, Englisch und Geographie. Mit Englisch konnte ich jedoch nichts anfangen und suchte daher ein anderes Nebenfach. Mein Vater hatte ebenfalls Völkerkunde studiert, er riet mir, dort mal reinzuschauen. So erfuhr ich überhaupt erst, dass es dieses Fach gibt. Dann ging es ganz schnell, innerhalb von zwei oder drei Wochen hatte ich die Entscheidung getroffen: das ist mein Hauptfach und kein anderes! Das Fach hatte für mich, wie wohl für die meisten Studenten, den Reiz des Exotischen. Es war wirklich spannend und ergriff mich. Es bedeutete mir auch viel, dass man Zugang zu den Objekten hatte. Ich musste nicht irgendetwas aus zweiter oder dritter Hand lesen, vielmehr sprachen die Menschen direkt über die Objekte. Außerdem habe ich Feldforschungsberichte mit Begeisterung gelesen.

Von Theorie hielt ich jedoch gar nichts. Theorien hatten wir von den Nazis genug gehört, die waren alle falsch und gelogen. Mein Lehrer, Franz Termer, war Anthropogeograph und verstand sich auch nicht auf Theorien. Ich wollte einfach an Material herankommen, in andere Gesellschaften eintauchen. Das war mein Wunsch.



War dieses Ergriffensein von anderen Kulturen das Entscheidende für Ihre Wahl des Hauptfaches?

Ganz genau. Ich habe volles Verständnis dafür, wenn es auch heutzutage den Studenten so geht. Wobei es natürlich kritisch zu betrachten ist, dass manche Personen daherkommen und beispielsweise meinen, sie studieren Völkerkunde, damit sie später »Brot an kleine Neger verteilen« können – oder ähnliche Illusionen. Dieser Hang zur Exotik löst sich ja zunehmend auf, wenn man sich wirklich intensiv mit dem Fach vertraut macht. Er hat sich bei mir natürlich auch aufgelöst.

Gab es bei Ihnen am Anfang auch eine solche Motivation des Helfens?

Nein. Es war einfach die Begeisterung am Anderen. Das hing natürlich auch mit meiner eigenen Geschichte zusammen. Ich kam aus dem Baltikum, konnte mehrere Sprachen und habe quasi in verschiedenen Gesellschaften gelebt. Ich war bei Esten zu Hause und hatte mit Russen zu tun gehabt, zudem hatte ich dänische Verwandtschaft. Ich konnte mich wie selbstverständlich in verschiedenen Gesellschaften bewegen und tat das auch sehr gerne.

Mein Elternhaus war sehr aufgeschlossen, kannte keine nationalen Vorurteile. Man machte sich vielmehr über solche Vorurteile lustig – bis auf Kleinigkeiten, die wir eben doch im Rahmen dieses gesellschaftlichen Umfeldes internalisiert hatten.

Sie erwähnten, dass Ihr Vater auch Völkerkunde studiert hatte. Wurde in Ihrer Kindheit über sein Studium gesprochen?

Mein Vater hatte in Leipzig Völkerkunde als Nebenfach studiert, bei Weule. In meiner Kindheit war das jedoch kein Thema. Ich weiß nicht, ob er das Fach bis zur Promotion beibehalten hat, oder ob er zu Slavistik im Nebenfach wechselte. Er studierte ja vor allem Geschichte und Altnordisch.

Er war eigentlich nicht glücklich darüber, dass ich die Völkerkunde so stark annahm und es zu meinem Hauptfach machte. Er dachte, dass ich es - so wie er - eher ein passendes als anspruchloses Nebenfach benutzen würde. Für ihn war es keine seriöse Wissenschaft, er meinte, man könne damit nichts werden. Er selbst war Historiker; das war ein fest gefügtes Fach mit einer eigenen Methodik und Reputation, einem riesigen Quellenapparat. Das wäre aus seiner Sicht etwas Anständiges gewesen. Aber letztendlich hat er doch anerkannt, dass ich die Völkerkunde so ernst nahm.

Haben Sie sich anfangs Gedanken über mögliche Berufswege gemacht?

Nein, es ging mir einfach um die Beschäftigung mit der Völkerkunde. Auch war es im Grunde mein Glück, dass ich eine Frau war, denn ich hätte nach damaliger Auffassung niemals eine Familie ernähren müssen. Falls ich geheiratet hätte - und das wollte ich eigentlich gerne -, dann hätte der Mann unseren Lebensunterhalt verdienen müssen. Meine Berufstätigkeit wäre von vornherein ein gewisser Luxus gewesen und dann bräuchte ich mich auch nicht um eine Stelle zu kümmern.

Ausreichend Geld, um nur mich selbst zu ernähren, konnte ich auch als Putzfrau verdienen. Insofern habe ich mich um mein berufliches Fortkommen nicht gekümmert und Karriere lag außerhalb meiner Gedanken. Ich wollte das Fach vielmehr aus Interesse erlernen und damit arbeiten – das war es, was mich faszinierte. Ich wollte auch im Museum tätig sein, wegen der Objekte.

Sie haben sich selbst damals also eher am Museum als in der Lehre gesehen?

Damals waren Museum und Lehre ja nicht getrennt. Der Museumsdirektor war immer auch gleichzeitig der Ordinarius, sowohl in Köln als auch in Hamburg, Berlin, München und Göttingen. Erst Hans Fischer hat die Trennung der beiden Bereiche durchgesetzt, ab Ende der sechziger bzw. Anfang der siebziger Jahre. Er meinte, das könne eine Person nicht alleine schultern: entweder man ist dann ein schlechter Museumsdirektor oder ein schlechter akademischer Lehrer. Nachdem diese Aufspaltung in Hamburg vollzogen war, ist sie auch an vielen anderen Orten geschehen. Aber bis dahin gab es diese Personaleinheit, alle Abteilungsleiter der Museen lehrten auch gleichzeitig ihr Spezialgebiet.

Der Schwerpunkt war bei mir ganz eindeutig im Musealen. Lehre war damals sowieso anders definiert: man ließ sozusagen etwas von seinen Erfahrungen auf die Studenten übergehen.

Hatten Sie damals schon eine regionale Spezialisierung?

Ja, sie war auch durch meine Herkunft beeinflusst. Ich interessierte mich für den Norden und Osten Europas sowie für Sibirien. Ich war in Hamburg die Einzige, die sich nicht mit Amerika beschäftigte. Professor Termer war ja Amerikanist, mit Schwerpunkt auf Latein- und Mittelamerika.

Wie muss man sich Ihren Lehrer Franz Termer vorstellen?

Das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten war damals ein anderes. Die Professoren galten noch als die großen Lehrmeister und die Studenten waren diejenigen, die ihnen über die Schulter schauen sollten. Man muss auch berücksichtigen, dass wir zu meiner Zeit nur acht Studenten waren. Meine Mitstudenten waren fast durchweg an Lateinamerika interessiert – wie gesagt, eines seiner Spezialgebiete. Was meine regionale Ausrichtung betraf, so gab es inhaltlich von Franz Termer kaum etwas zu lernen. Auch zu dem Thema meiner Dissertation konnte er wenig sagen und verwies mich an die Turkologin Annemarie von Gabain. Sie wurde Co-Referentin meiner Dissertation über die Ornamentik der Jakuten. Aber sonst hat Franz Termer mich einfach machen lassen, was ich wollte, und ist so auch mit den anderen Studenten verfahren.

Aber natürlich, wenn er etwas sagte, dann galt das. Doch Franz Termer war, gemessen an der damaligen Zeit, kein autoritärer Typ. Er hat sich viel um seine eigenen Forschungen gekümmert. Er war auch sehr genau, was die Qualität des Zitierens der Quellennachweise anging. Und er war Anthropogeograph, interessierte sich also für Verbreitungskarten. Das war ja damals üblich. Fast alle Fachvertreter haben über Objekte und ihre Verbreitung geschrieben, in den besseren Arbeiten natürlich auch über den kulturellen Hintergrund dieser Objekte. Es wurde versucht, über die Verbreitung der Objekte auf die Geschichte oder die Ausbreitung als solche zu schließen. Das waren noch Aspekte des Ansatzes der Wiener Schule, obwohl Franz Termer kein Anhänger dieser Richtung war.

Er war maßgeblich in der deutschen Ethnologie, weil er kein Nazi gewesen ist. Er hatte sich so verhalten, wie er das in Lateinamerika gelernt hatte: freundlich den Machthabern entgegenkommen, ihnen die Hände schütteln, sie begrüßen, sie herumführen und dann zuhören, was sie sagen. Nicht widersprechen, aber machen, was man selbst will. Er hat zum Beispiel den jüdischen akademischen Lehrer Theodor Wilhelm Danzel auch in der Nazizeit gestützt. Er musste ihn zwar entlassen, aber hat dafür gesorgt, dass er nicht weiter verfolgt wurde. Er hat auch Richard Schröter eingestellt, der ein so genannter «Halbjude» war. Wahrscheinlich hatte es Termer in Hamburg auch leichter, als das in München oder Berlin der Fall gewesen wäre. Die Hamburger waren im Ganzen liberaler eingestellt, es gab eine Art traditionelle Nähe zu England, eine Neigung zur englischen Kultur.

Franz Termer war ja auch lange Vorsitzender der DGV, schon während des Krieges und auch nach dem Krieg. Insgesamt vierzehn Jahre. Die ersten zwei Tagungen der DGV haben aufgrund seiner Initiative stattgefunden und er hat mit einer gewissen Distanz auf jene Leute geblickt, denen die Nazis ideologisch den Kopf verdreht hatten, etwa in Göttingen oder in Köln. Aber er hat sich dann auch wieder nicht so sehr scharf gegen sie gestellt.

Interview vom 29.01.2008, durchgeführt bei Ulla Johansen in Pulheim/Brauweiler (Freigabe durch U. Johansen am 12.08.2010)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Inwiefern sind Sie von seiner Art der Völkerkunde geprägt worden?

Kaum. Wie gesagt, er hat Übersichtsvorlesungen über einen Erdteil gegeben, außerdem haben wir über Objekte im Museumswesen gesprochen. Aber seine Haltung in der Nazizeit fand ich schon sehr bedenkenswert. Er hat nicht den Widerstandskämpfer gespielt oder einen Freiheitshelden, aber er hat Leute gedeckt, die in Not waren.

Sie haben 1953 in Hamburg promoviert. Wann hat es sich für Sie entschieden, dass die akademische Karriere nun doch in Frage käme?

Ach, es ist mir zugewachsen. Ich merkte, dass ich eigentlich doch nicht der Museumstyp war. Die meisten Kommilitonen sind bei den Objekten geblieben, aber ich suchte das, was hinter den Objekten steckt. Das hatte ich immerhin bei Termer gelernt. Ich war auch sehr stark Historikerin. Eigentlich nahm ich die Objekte als Quellen der Kulturgeschichte – also der Geschichte und Entwicklung von Völkern. So ist dann auch meine Dissertation zustande gekommen, da habe ich einiges von Kunz Dittmer gelernt. Dieser hatte seine Ausbildung in Leipzig erhalten und stand der Wiener Schule recht nahe. Er hielt viel von der Kulturkreislehre, aber das hat er nicht so deutlich ausgesprochen. Er war im Grunde der Einzige, mit dem man in Hamburg überhaupt über Theorien reden konnte. Er durfte sich in Hamburg aber nie habilitieren, da er ein schlechtes Verhältnis zu Franz Termer hatte. Termer trug auch mit seinen Mitarbeitern eventuelle Feindschaften nicht offen aus, sondern drückte sich oder beschloss, einfach etwas nicht zu tun. Also hat er Dittmer nicht an die Habilitation heran gelassen. Darüber war dieser sehr enttäuscht. Er ist dann auch relativ früh gestorben, 1969, mit zweiundsechzig Jahren.

Würden Sie sagen, dass Sie von Herrn Dittmer geprägt wurden?

Ja, insofern, als er mir geraten hat, unter allen Ornamenten in Nordsibirien mich auf jene Gruppe zu stützen, die sich stark von den anderen unterschied. Das waren die Jakuten – heute nennen sie sich Sacha. Zunächst wollte ich das nicht, weil ich dachte, das sei zu kompliziert. Er selbst war auch an Ornamentik interessiert und hat mir dann diesbezügliche kulturhistorische Arbeiten gegeben. Sein Rat war sehr gut, ich verdanke ihm sehr viel. Er hat von meinem Thema sehr viel mehr verstanden als Termer.

Mit welchen Kollegen oder Kommilitonen aus Ihrer Alterskohorte haben Sie damals - auch bundesweit oder weltweit - engen Austausch gepflegt?

Vor allem mit Orientalisten. Das waren als Lehrer neben dem Seminarleiter, Bertold Spuler, bei dem ich Geschichte West- und Mittelasiens hörte, die Turkologen und späteren Freunde Annemarie von Gabain und Omeljan Pritsak. Unter den Mitstudenten waren es Barbara Flemming, Hanna Sohrweide und Heinz Gaube, sowie später in der Tibetologie Helmut Eimer. In der Ethnologie gab es eigentlich kaum Austausch mit Kollegen in Deutschland. Ich war die Einzige, die sich mit Sibirien beschäftigte. Rolf Herzog hatte zwar auch einmal etwas über Sibirien gemacht, aber das waren nur Forschungsberichte. Er ist dann auch nicht bei Sibirien geblieben, sondern zum Sudan übergegangen.

Wie kommt es, daß sich damals kaum jemand mit Sibirien beschäftigte?

Das ist doch klar. Erstens musste man Russisch und vielleicht noch eine andere Sprache lernen, sonst war es nicht möglich. Russisch brachte ich schon aus der Schule und von zu Hause mit, konnte es aber nicht wirklich. So habe ich dann gleich zu Beginn meines Studiums richtig Russisch gelernt. Das war natürlich keine leichte Sprache. Zweitens war die ganze Region ja kommunistisch, man konnte dort also keine Feldforschung betreiben. Und welcher Ethnologe arbeitet über ein Gebiet, wo er keine Feldforschung machen kann? Ich selbst musste dann auch ausweichen und habe mich der Türkei zugewandt, um dort Feldforschung zu betreiben. In Sibirien hätte man dabei immer einen Geheimdienstler neben sich gehabt.

War es möglich, sich mit damaligen sowjetischen Kollegen, die über Ihre Region gearbeitet haben, auseinanderzusetzen? Gab es zudem Austausch mit anderen Kollegen?

Ein Austausch mit sowjetischen Kollegen war damals ganz unmöglich. Ich fand allerdings Kollegen in Skandinavien - beispielsweise Ivar Paulson in Uppsala und Aulis Joki in Helsinki -, die Interesse an Sibirien hatten. Aber in Deutschland war ich bis zur Wende die Einzige, die zu diesem Gebiet gearbeitet hatte. Es war natürlich nicht schön, dass ich über mein Spezialgebiet mit niemandem reden konnte. Jetzt gibt es ja das Max-Planck-Institut in Halle, die Kollegen dort sind immer ein Team und können sich austauschen, es wird Fachliteratur angeschafft.

Später, als ich über die Türkei arbeitete, war ich nicht so vereinzelt. Da gab es viele Kollegen, beispielsweise Serare Yetkin in Istanbul, Nermin Erdentug in Ankara und Orhan Acipayamli in Izmir. Bei den Anthropogeographen waren es vor allem Eugen Wirth und Wolf-Dieter Hütteroth mit ihrem »Zentrum für Geographie des Vorderen Orients« in Erlangen – wir hatten einen Arbeitskreis, in dem wir uns trafen und miteinander sprachen. Austausch ist ja sehr wichtig.

Wie kamen Sie nach Heidelberg?

Eigentlich wollte ich am Museum bleiben und hatte in Hamburg auch eine gute Stelle - allerdings für Süd- und Ostasien, was regional nicht ganz zu mir passte. Sibirien gehörte in Hamburg zu Dr. Bierhenkes Eurasien-Abteilung. Diese Stelle war somit besetzt. 1965 hatte ich meine Habilitationsschrift zu einem großen Teil fertig. Ich arbeitete immer am frühen Morgen daran und tagsüber nahm ich meinen Museumsjob wahr. Es ging also vorwärts, wenn auch sehr langsam. Ich konnte mich in Hamburg jedoch nicht habilitieren, weil man in Hamburg das Graecum verlangte. Noch einmal für zwei Jahre Altgriechisch lernen, das wollte ich nicht! Es blieb mir ja sowieso wenig Zeit für die Wissenschaft, und meinen Museumsjob nahm ich auch ernst. An diesem Punkt hat Erhard Schlesier mir geholfen: Er hat die anderen Lehrstuhlinhaber angeschrieben und gefragt, wer mich mit dem Ziel einer Habilitation einstellen würde. Daraufhin haben sich Thomas Bartel aus Tübingen sowie Emil Mühlmann und Karl Jettmar aus Heidelberg gemeldet. Herr Bartel war ursprünglich in der DDR gewesen, hatte daher Ahnung von Nordasien. Mühlmann und Jettmar bauten damals gemeinsam die Lehre in Heidelberg auf, dort war zu diesem Zeitpunkt sozusagen das »Mekka« der deutschen Ethnologie. So habe ich mich für Heidelberg entschieden.

Zunächst einmal traute ich mir das aber nicht zu. Ich dachte: »Jetzt hast du eine Stelle auf Lebenszeit, doch wenn Du durch die Habilitation fällst – was dann?« So habe ich zuerst einmal mit Gernot Prunner aus Heidelberg die Stellen getauscht. Prunner wollte gerne weg von der Uni, ans Museum. Er kam nach Hamburg und bekam meine Stelle für zwei Jahre. Ich kriegte seine Stelle in Heidelberg für den selben Zeitraum. Nach den zwei Jahren haben wir festgestellt, dass wir uns an den derzeitigen Stellen besser fühlen.

Ich ging also 1965 nach Heidelberg und habe mich dann etwas später habilitiert. In der Zwischenzeit hatte ich einen Ruf nach Wichita/Kansas erhalten, den ich aber ablehnte, da ich sonst meine Habilitation nicht hätte beenden können. Ab 1966 habe ich gelehrt; es war damals üblich, Habilitierende auch in die Lehre einzubeziehen.

War es nach den Jahren im Museum für Sie ungewöhnlich, in die Lehre zu kommen?

In Hamburg waren die Studenten ja in den Museumsbetrieb einbezogen; Schlesier war Museumsdirektor und lehrte gleichzeitig. So bin ich in seine Vorlesungen gegangen und habe dort zugehört. Die Studenten kannten mich alle, mit vielen hatte ich Museumspraktika gemacht. Auch bei den Studentenfesten war ich immer dabei, war eine Art Personalunion zwischen Studentin und Museumsangestellter. Ich hatte also auch schon in der Lehre mitgemacht, bevor ich nach Heidelberg kam.

Was hat Ihnen während der Heidelberger Zeit in der Lehre am meisten zugesagt?

Wir haben einmal ein Feldforschungspraktikum gemeinsam mit den Studenten durchgeführt. Sonst habe ich die Feldforschungen immer alleine gemacht – dass wir dann eine Gruppe waren, uns aussprechen konnten und so viele Ergebnisse zusammentrugen, das war sehr schön. Darüber ist auch etwas im »Sociologus«¹ erschienen. Die Studenten stellten auch grundsätzliche Fragen und gingen damit oft so tief, dass man die ganze Forschung besser zu durchdenken begann.

Zudem musste man die Vorlesungen vorbereiten; circa fünfzehn Stunden für zwei Wochenstunden Vorlesung, in denen man eine Art Vortrag hielt. So konnte man seine eigenen Kenntnisse natürlich besser systematisieren. Es geht ja darum, dass man nicht einfach Sachwissen hintereinander stellt, sondern systematische Fragen erarbeitet und auch die Vorlesung systematisch aufbaut. Das habe ich damals als sehr gut empfunden.

Dann brachten manche Studenten auch Ideen ein, die sie anderswo gehört hatten. Damals lehrten in Heidelberg ja auch Herr Habermas und Herr Topitsch, ich habe sie auch selbst gehört. Mühlmann war ebenfalls anregend und interessant für mich, es gab um ihn einen Kreis von Leuten, die sich mit dem Mittelmeerraum beschäftigten. Dieser Arbeitskreis war sehr gut, ich habe dort auch für die Systematisierung der Feldforschung sehr viel gelernt.

Mühlmann selbst machte allerdings »Hotelforschungen«; er war ein »Schreibtischtäter« und fand nur die Theorie wichtig. Er war auch im Museum mit den Werkstattleuten zu keiner gedeihlichen Beziehung gekommen. Er war in Bezug auf die Praxis sehr gehemmt. Aber er hatte Mitarbeiter, die sich gut auskannten.

Sie sagten zuvor, dass eine starke Theorieausrichtung zur damaligen Zeit nicht Ihr Schwerpunkt war. Kam es

¹ Sociologus, Band 23,1, 1973, S.41 - 70.

daher zu Konflikten in der Zusammenarbeit mit Mühlmann?

Theorie war insofern schon immer präsent, als dass ich als Historikerin mit der Frage konfrontiert war: Woher kommt etwas und wie hat es sich verbreitet? Zudem musste man die vielen Fakten, die man gesammelt hatte, systematisieren und im Anschluss versuchen, mit diesen Fakten auch auf grundsätzliche Fragen eine Antwort zu geben. Aber mit sozialen Theorien habe ich mich erst später beschäftigt. Als ich mich in Hamburg immer mehr vom Museum löste und zunehmend auf die akademische Seite hinüber wechselte, erhielt die Theorie eine stärkere Gewichtung. Das Heidelberger Institut war ja ein Institut für Soziologie und Ethnologie, da wurde viel zu Gesellschaftstheorien gearbeitet. Neben Mühlmanns Kreis gab es die beiden anderen Assistenten, Lorenz Löffler und E.W. Müller, sie haben sich sehr für soziale Theorien interessiert. Von ihnen konnte ich viel lernen.

Sie wurden also eher von der sozialwissenschaftlichen Seite der Ethnologie beeinflusst als von der kulturwissenschaftlichen Seite, etwa der amerikanischen Cultural Anthropology?

Doch, auch von dieser Richtung. Mühlmann war in den fünfziger Jahren der Einzige, der auch die amerikanische Forschung mitlas. Alle Innovationen, die er anbrachte, kamen ja eigentlich durch seine Kenntnisnahme der amerikanischen Forschung zustande. Daher habe ich auch die Cultural Anthropology mitbekommen: beispielsweise Chiliasmus und Nativismus, diese Richtungen hatte Mühlmann ja aus Amerika entlehnt und dann den Deutschen nahe gebracht. Damals orientierten sich die deutschen Ethnologen generell noch kaum an der amerikanischen Ethnologie.

Mit wem haben Sie sich denn in der Heidelberger Zeit am meisten auseinandergesetzt? Gab es Kollegen, mit denen Sie enger zusammenarbeiteten?

Mein Interesse galt der Soziologie, ich war ja beheimatet am Institut für Soziologie. Da hatte ich mein Arbeitszimmer und besuchte alle Vorträge. Es kam eine neue Welle auf mich zu: die Sozialethnologie. Wir hatten auch einen Literatursoziologen, Norbert Fügen, bei ihm habe ich mitgehört. Außerdem lehrte auch Gadamer in Heidelberg und wurde viel diskutiert.

Aber ich habe mich vor allem hingesetzt und meine Habilitationsschrift unter Hochdruck fertig gemacht. Da blieb nicht viel Zeit für Anderes.

Wie kann man sich die DGV-Tagungen in den sechziger Jahren vorstellen?

Es waren sehr viel weniger Studenten dabei als heute. Insofern gab es hauptsächlich Plenumsvorträge, nur wenige Workshops. Es war nicht der heutige Massenbetrieb. Die Tagungen wurden - nach meinem Gefühl - stark durch die großen Gestalten dominiert. Da trafen sich dann Mühlmann und Rhotert aus Stuttgart, Karl Jettmar kam natürlich auch und vertrat seine Richtung. Zu meiner Zeit kamen auch immer Leute vom Anthropos-Institut. Dann kam Herr Plischke aus Göttingen, Herr Trimborn aus Bonn. Termer spielte natürlich auch eine Rolle, allerdings war er ab den späten sechziger Jahren wegen seines schlechten Gesundheitszustands nicht mehr anwesend. Auch viele Museumsdirektoren kamen, das Berliner Museum war zum Beispiel immer gut vertreten.

Um die Ordinarien scharten sich alle und lauschten ihnen andächtig. Diese scherzten miteinander und hielten ihre Vorträge. Damals war es nicht so, das man nur die jüngere Generation zu Wort kommen ließ und kritisierte, auch die Großen stellten sich zur Diskussion. Insgesamt waren damals so um die vierzig bis fünfzig Leute anwesend: die junge Generation und die mittlere Generation und einige wenige Studenten - und natürlich die Ordinarien, die den Ton angaben.

Wurden damals tatsächlich Diskussionen zwischen den unterschiedlichen Ordinarien geführt? Wurde sich mit bestimmten Fragestellungen oder dem Charakter des Faches auseinandergesetzt?

Alle diejenigen, die in der Nachkriegszeit ihre berufliche Entwicklung begannen, waren Diskussionen nicht gewöhnt. Bei den Nazis diskutierte man nicht, sondern man bekam die gängige Meinung vorgesetzt - wie auch in der DDR - und gab dazu dann Kommentare. So war es auch für mich. Ich habe 1947 mein Abitur gemacht. 1949 sollten wir dann diskutieren und fanden das unpassend. Wir fragten uns, was es denn zu diskutieren gäbe und dachten uns unseren Teil. Ähnlich war es dann 1989 in der DDR: Ich hatte sehr viel Verständnis für die DDR-Kollegen, die meinten, man schwatze nicht über alles, was man denkt.

Ganz frei auszusprechen, was man für richtig hält, das hatten wir also nicht gelernt, und das hatte auch die ältere Generation - Mühlmann, Plischke, Termer, etc. - nicht gelernt. Was sie allenfalls in ihre Vorträgen einflochten, das waren gelegentliche spitze Bemerkungen. Man musste schon sehr genau hinhören, so wie man in allen Diktaturen immer ein bisschen auf den Zungenschlag achtet. Da kommt oft jedes Wort auf der Goldwaage, weil es eine bestimmte

Terminologie gibt. Man hörte dann, wie die Ordinarien einander pieksten. Aber sie waren immer sehr höflich, sehr verbindlich, lachten miteinander. Richtige Streitgespräche – das war damals noch nicht entwickelt und entstand erst ab Mitte der sechziger Jahre. Ernst wurde es höchstens, wenn sie Aufsätze schrieben: Wenn etwas schriftlich dastand und unanfechtbar war, dann haben sie sich schon gegenseitig angegriffen. Mühlmann ist ja auch mehrfach richtig böse rezensiert worden, weil er so unverständlich oder so «amerikanisch» schrieb, also Fremdwörter benutzte, obwohl man es auch auf Deutsch hätte ausdrücken können.

Die Bezeichnung des Fachs hat sich ja verändert, von »Völkerkunde« zu »Ethnologie«. Wie würden Sie diese Verschiebung beschreiben? Kann man festmachen, wie diese Verschiebung stattfand?

Das kommt darauf an. Wer traditionalistischer eingestellt war, benutzte den Terminus »Völkerkunde«. Im Begriff der Völkerkunde ist ja das eigene Volk im Grunde auch beinhaltet. Ursprünglich gab es die Aufgabenverteilung zwischen Volkskunde und Völkerkunde – mit Volk waren die eigene Gesellschaft oder die «Hochkulturen» Europas gemeint, Völker waren die Anderen. Das ist natürlich antiquiert und versank mit den fünfziger Jahren. Mit dem Ende des Kolonialismus war es nicht mehr aktuell, solche Unterscheidungen zu treffen. Inzwischen haben alle Nationen ihre eigenen Universitäten und ihre eigenen diplomatischen Vertretungen.

In den Wort »Völkerkunde« steckt an und für sich ja noch keine Diskriminierung. Was ich schlimm finde, sind solche Benennungen wie am Wiener Institut, das sich - glaube ich - »Institut für Kulturanthropologie, Sozialanthropologie und Ethnologie« nennt. Wo fängt das Eine an, wo hört das Andere auf? Ich habe die Kollegen gefragt und erfuhr, dass jeder Kollege einen anderen Terminus bevorzugt und aus Gründen der Harmonie werden alle Begriffe verwendet. Das ist schrecklich für unser Fach, denn keiner weiß, wie wir wirklich heißen. Die junge Generation hat es doch ohnehin furchtbar schwer, eine Position zu erringen. Wir haben hochbegabte Studenten, die dann Pfortner in einem Industriebetrieb oder deutsche Hilfslektoren an einer ausländischen Universität werden, nur weil wir keine anständige Bezeichnung finden! Wir benötigen eine populäre, durchsetzungsfähige Bezeichnung. Es ist ja so, dass die Kulturosoziologen im Grunde dasselbe machen, was wir auch machen.

Was die Namensgebung angeht: da könnte ich mich auf Mühlmann beziehen. Er sagte, er wäre kein Völkerkundler, denn er könne ja keine Wissenschaft vertreten, deren Bezeichnung jede Putzfrau versteht. Man müsse irgendwie einen nur Hochgebildeten verständlichen Namen haben. Das ist heute noch immer so. Wir können uns meinetwegen Kulturanthropologen nennen – aber dann müssen wir uns darüber auch einig sein.

Warum möchte das Fach Ihrer Meinung nach von Außenstehenden nicht verstanden werden?

Die Haltung der Ethnologie ist doch: Wir dürfen doch keine verständliche Wissenschaft sein! Wenn zum Beispiel mein Bruder, der Schwachstromtechniker ist, über sein Fach redet, dann sind die Leute ruhig, weil sie nichts davon verstehen. Aber bei der Ethnologie kann ja jeder mitreden - irgendwo als Tourist in Kenia waren sie ja alle schon!

Eigentlich sollten wir doch froh sein, dass wir ein Fach vertreten, das ein allgemeines Interesse hervorruft. Das führt ja auch dazu, dass wir das Grundlagenfach der Zukunft sind. Ohne Ethnologie wird man nicht auskommen. Wir leben in einer kleineren Welt, aber man muss auch verstehen, dass man sich beispielsweise in Frankreich in mancher Hinsicht anders benehmen sollte als in Ostfriesland. Oder dass es in Russland bestimmte Umgangsformen gibt, die eben in England nicht üblich sind. Wir sind das Fach, das sich den Umgangsformen der immer näher aneinander rückenden Völker zuwendet, und das Dienstleistungen anbietet, die kein anderes Fach bringt. Wir werden nicht überflüssig, im Gegenteil, in den Grundsatzdiskussionen aller anderen Fächer tauchen laufend ethnologische Termini auf: »Netzwerk« kommt aus der Ethnologie, der Feldbegriff ebenso. Wir sind eine Basiswissenschaft und wir werden es bleiben.

Häufig wird eine Gegenüberstellung zwischen Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung gemacht. Wie stehen Sie zu der Frage der Anwendung?

Die Anwendung gehört unbedingt in die Entwicklungshilfe. Da arbeiten nach wie vor sehr viele Ethnologen, zum Teil auch sehr erfolgreiche Kollegen. In der Entwicklungshilfe muss man natürlich ein Gefühl für das Praktische haben, reine Theoretiker gehören dort nicht hin. Es gibt unter Ethnologen ganz unterschiedliche Begabungen: Jene, die gut sind im Umgang mit Anderen, sollten in die Entwicklungshilfe gehen. Das ist ein großes Arbeitsfeld, unsere Studenten sind sehr zahlreich in die Entwicklungshilfe oder in verschiedene Projekte gegangen.

Ich kenne auch mindestens zwei Personen, die mit Erfolg Ethnoconsulting-Firmen betreiben. Dabei geht es darum, dass Unternehmen, die eine Filiale in Japan oder in China aufbauen wollen, sich erstmal von Ethnologen darüber beraten lassen, wie man sich vor Ort zu verhalten hat, worauf man achten muss. Es ist unsere Aufgabe, dass solche Manager zunächst einmal Nachhilfe oder überhaupt grundsätzliche Informationen bekommen – eine Art Schulung zum richtigen Verhalten in anderen Kulturen. Ich würde das nicht negativ als Ökonomisierung sehen, sondern als eine aktive Friedensarbeit zwischen den Völkern.

Interview vom 29.01.2008, durchgeführt bei Ulla Johansen in Pulheim/Brauweiler (Freigabe durch U. Johansen am 12.08.2010)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Was halten Sie davon, dass Ethnologen zu tagespolitischen Themen in den Medien Stellung beziehen?

Wenn sie dazu aufgerufen sind, warum sollten sie dann nicht Stellung beziehen? Ich finde es eher problematisch, wenn Ethnologen, die im Ausland arbeiten, sich zu tagespolitischen Fragen dieses Landes äußern. Das ist eine Besserwisserei, die nicht sehr erfreulich ist. Ich habe das im Baltikum erlebt, wo zur Zeit der Wende diejenigen, die kaum die Sprachen und die Geschichte des Baltikums kannten, gute Ratschläge gaben. Da bekamen diese Leute von den Entwicklungsprogrammen eine erhebliche Menge Geld dafür, dass sie klug daherschwätzten. Vom Einmischen in die Politik der betroffenen Länder halte ich nicht viel. Aber dass wir im eigenen Land auch etwas sagen, das finde ich gut! Ich habe mich beispielsweise auch einmal geäußert, über den Kulturbegriff und zur Diskussion über die «Leitkultur»² Damals fühlte ich mich aufgerufen, durchaus mal etwas zu sagen – gibt es sowas wie «Leitkultur» überhaupt und was ist damit eigentlich gemeint? Das war mit ziemlich spitzer Feder geschrieben.

Welche Aspekte spielen Ihrer Meinung nach - neben der terminologischen Frage - noch eine Rolle für die schlechte Außenwirkung des Fachs?

Das ist schwer zu sagen. Jeder möchte natürlich seine Schüler unterbringen, ich selbst eingeschlossen. Wenn ich heute ins Institut komme und einige Personen treffe, die es nicht richtig geschafft haben - obwohl sie doch eigentlich gute Studenten waren -, dann tut es mir sehr leid. Es gibt vielleicht auch manche Kollegen, die sich nicht so sehr darum kümmern, sondern eher auf Ihre eigene Reputation achten.

Worin würden Sie - über die Zeiten hinweg, vom Ende der vierziger Jahre bis heute - den Kernbestand des Fachs ausmachen?

Man könnte auf die wichtige Tatsache verweisen, dass jede Kultur anders ist. Als Ethnologe muss man die Mannigfaltigkeit der Kulturen darstellen und die Daseinsberechtigung jeder einzelnen Kultur zur Kenntnis bringen können. Es wäre ein ungeheurer Verlust, wenn alles vereinheitlicht würde. Natürlich wird globalisiert, aber neben dieser Entwicklung bleiben dennoch lokale Kulturen, die in ihrer Vielfalt unsere Auseinandersetzung mit dem menschlichen Leben bereichern und fördern und fruchtbar machen können.

Gibt es heute noch einen spezifischen deutschen Charakter der Ethnologie oder gibt es eher eine Ethnologie in Deutschland?

Solange ich die »Zeitschrift für Ethnologie« (ZfE) herausgab, hatte ich einen relativ guten Überblick darüber, was so alles gemacht wurde. Aber jetzt gibt es so viele junge Kollegen, die zu ganz unterschiedlichen Themen arbeiten, da steht mir kein Urteil mehr zu. Ich weiß es daher nicht.

Man muß jedoch festhalten, dass die deutsche Ethnologie sich umfassend verändert hat. War es überhaupt ein Fach modernen Sinnes, als ich es damals in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren studierte? Jedenfalls war die deutsche Ethnologie damals nicht auf der Höhe der Zeit. In den sechziger Jahren hat sie sich zunehmend nach außen orientiert. Dann kam der große Schub, von 1968 bis Mitte der siebziger Jahre. Danach war sie endgültig auf das Ausland, auf Anregungen von außen angelegt. Die Frage, ob aus der deutschen Ethnologie selbst ganz neue Anregungen für die internationale Fachdebatte kommen werden, wage ich nicht zu beurteilen.

Über welchen Zeitraum haben Sie die ZfE herausgegeben?

Ich habe sie zehn Jahre lang, von 1987 bis 1997, herausgegeben. Dann übernahm Herr Schlee diese Aufgabe. Bis zur DGV-Tagung 2007 war ich noch in der Redaktion tätig, als Vertreterin für Vorder-, Mittel- und Nordasien. Danach bin ich endgültig ausgeschieden.

Vor mir hatte Günther Hartmann die ZfE sehr lange herausgegeben. Sie war tendenziell eine Zeitschrift für seinen Freundeskreis geworden und dabei, einzugehen – dabei ist die ZfE die älteste ethnologische Fachzeitschrift der Welt.

Gab es denn 1997 noch etwas typisch Deutsches in der Ethnologie?

Ich glaube nicht, dass es eine spezifisch deutsche Richtung gab. Es gab ja traditionell eine besondere historische Ausrichtung, aber es ist schwer zu sagen, ob diese 1997 noch spürbar war. Jetzt orientiert man sich eher an der

² Ulla Johansen, «Leitkultur» - Überlegungen einer Ethnologin, in: Rheinreden, Texte aus der Melanchton-Akademie Köln, 2001, S.23-30.

Bearbeitung jenes Problemkreises, in dem man selbst international tätig ist. Ethnologische Forschung ist international oder sie ist gar nichts!